

Nr. 72. Bromberg, den 31. März 1937

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(33. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Da steht Friedrich Vandekamp nun auf der schönen aussichtsvollen Straße, die am Ufer des Sees entlang sich zieht, blickt auf die blühenden, unter Palmen und Zypressen aufragenden Orte und Hotels, in deren milder, ozonreicher Luft die Menschen seit langen Zeiten Heilung und Genesung von ihren Leiden suchen.

Er hält einen vorüberfahrenden Wagen an. Und während der kurzen Fahrt jagen tausend, einer den anderen verdrängende und ablösende Gedanken durch seinen erregten Kopf.

Und tausend aufrührerische Wünsche brennen ihm durch die aufgewühlte Seele. Und keinen Todesgedanken kennt sie mehr. Und keine Fessel drückt sie, die Manneswille nicht zu sprengen vermöchte.

Leben will er. Nichts als leben!

Schon hält der Wagen vor Bella Riva. Er fragt nach Dolly.

„Das gnädige Fräulein ist mit Herrn Dr. Muskate ausgegangen."

Seltsam! Es gibt ihm einen Stich durchs Herz und ist doch gar nichts Besonderes und Außergewöhnliches. Aber er hätte sie so gern gesprochen . . . gerade jetzt!

„Sind sie schon lange fort?"

„Seit einer Stunde."

„Haben sie gesagt, wenn sie zurück sein werden?"

„Sie haben nichts gesagt. Aber ein Herr ist eben mit dem Schiff angekommen. Von außerhalb. Er hat Herrn Vandekamp dringend zu sprechen gewünscht und wartet oben."

„Ein Herr? Von außerhalb?"

Friedrich Vandekamp geht es durch den Kopf, indes ihn der Fahrstuhl aufwärts trägt.

Wer kann es sein? Doch nicht etwa Timm?

Er öffnet die Tür seines Zimmers. Pfarrer Wendland steht vor ihm.

Nein, den hatte er nicht erwartet, wäre nie auf ihn gekommen.

Was mag ihn herführen?

„Er wird sich erholen wollen", sagt er sich, sagt es auch ihm, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen freigemacht.

„Ach nein", erwidert Pfarrer Wendland mit seinem ernsten Lächeln. „Zu meiner Erholung bin ich nicht hergekommen. In heutiger Zeit hat man an etwas anderes zu denken."

„Und weshalb?"

„Frau Sabine ist gestorben."

„. . . Ist gestorben?"

Er kann seine Bestürzung nicht verbergen. Eben hat er sie in ihrer jugendlichen Frische ihrer energischen Lebensbejahung gesehen, war mit ihr durch die Kunst von Florenz gewandert. Und nun auch sie . . .

Sie war ein Stück seines Daseins geworden, sie hatte ihn verstanden . . . mehr als die eigene Frau . . . und nun auch sie! Sollte es immer einsamer um ihn werden?

„Wie geschah es?"

„Ganz plötzlich und unerwartet. In einer Aufführung der Götterdämmerung im Münchner Staatstheater gleich nach dem Aufrollen des Vorhangs . . ."

„Ein schöner Tod. Und ganz wie für sie gesandt. Sie reisten hin?"

„Sofort. Sie hat mich zu ihrem Erben eingesetzt. Oder vielmehr meine Armen. Sie hat ihnen ihr ganzes Vermögen vermacht. Es ist eine beträchtliche Summe. Sie können sich nicht denken, wie glücklich sie mich gemacht hat."

„Sie war eine prachtvolle Frau trotz ihrer Eigenheiten. Und sie war eine Meisterin des Geldes. Wie wenige können das von sich sagen!"

Eine Pause ist in ihrem Gespräch eingetreten. Friedrich Vandekamps Gedanken sind bei der Toten. Er kann sich noch nicht in das Leben zurückfinden.

Da vernimmt er Pfarrer Wendlands Stimme:

„Ihre Tochter bat mich, die Fahrt hier hinunter zu machen, um . . ."

„Sich nach mir umzusehen!"

„Nicht, mich nach Ihnen umzusehen. Ich wußte ja, daß ich Sie gesund antreffen würde. Ich bin gekommen, eine Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen, die wohl nur im persönlichen Austausch zu dem notwendigen Ergebnis geführt werden kann."

Friedrich Vandekamp horcht auf. Was wird er ihm sagen?

Sie setzen sich. Pfarrer Wendland legt die Aktentasche, die er so lange in der Hand gehalten, neben sich auf einen Stuhl.

„Kurz vor meiner Abreise", beginnt er, „hatte ich eine eingehende Unterredung mit Fräulein Sentland. Sie ist manchmal in ihrer Not zu mir gekommen. Sie tat es auch diesmal. Ich verstehe von diesen Dingen ja nicht viel. Aber das darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß sich in Ihrem Geschäft wesentliche Änderungen vollzogen haben, die eine Entscheidung unabwendbar machen."

„Und das erfahre ich jetzt zum ersten Male?"

„Fräulein Sentland hat es Ihnen geschrieben. Auch Ihr Sohn . . . kürzlich erst."

„Das haben sie getan. Aber daß eine Katastrophe im Anzug ist . . ."

„Ich sprach von einer Entscheidung", unterbricht ihn Pfarrer Wendland in der ihm eigenen bestimmten Art, „nicht von einer Katastrophe. Immerhin bereitet sich allerlei vor. Herr Timm wollte sofort zu Ihnen fahren. Da ich bereits unterwegs und er jetzt unabkömmlich war, nahm ich ihm die Reise ab."

„Ich bin Ihnen dankbar, Herr Pfarrer Wendland. Aber es muß nun doch etwas geschehen. Schritte müssen unternommen werden, das Letzte aufzuhalten . . . Sie meinten, daß eine Entscheidung unabwendbar sei."

„Die Entscheidung liegt bei Ihnen. Sie Ihnen zu unterbreiten, sehen Sie mich hier."

„So sprechen Sie!" ruft Friedrich Vandekamp in nicht mehr zu zügelnder Ungeduld.

Der Weg zu einem neuen Aufbau ist geöffnet."

„Einem neuen Aufbau? So weit ist es also schon gekommen. Und wie denkt man sich diesen Neubau?"

„Einige Männer, deren Namen Ihnen bekannt sein werden, haben sich, nicht nur bei uns in Danzig, sondern auch im Reich zusammengetan, Ihre Firma in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln. Sie vor dem Untergang zu bewahren, Herr Vandekamp. Ich habe die Liste bei mir. Auch den vorangegangenen Briefwechsel und die Protokolle der vielen Sitzungen und Besprechungen."

Er öffnet seine Aktentasche, breitet einen Pack sorgsam geordneter Papiere vor ihm aus.

Friedrich Vandekamp blättert sie durch . . . mehrere Male. Dann liest er, langsam und immer aufmerksamer.

„Es sind die besten Namen", sagt er, indem er die Papiere auf den Tisch legt. „Und Sie haben recht. Es ist vielleicht die einzige Möglichkeit. Freilich . . . wäre ich daheim geblieben, es wäre nicht so weit gekommen."

„Ganz recht. Und deshalb, Herr Vandekamp, müssen Sie zurückkehren. Und zwar unverzüglich."

Sprachlos sitzt Friedrich Vandekamp. Kein Muskel regt sich in dem starr gewordenen Gesicht. Aber in seinem Inneren ringt mühsam verhaltene Bewegung.

Er soll sein Geschäft, mit dem er verwachsen ist mit jeder Faser seines Seins, vor dem Untergang retten. Soll in seinem kleinen Privatkontor wieder sitzen, das er, weil die Not es gebot, ein kranker, todgeweihter Mann verlassen. Soll disponieren, schaffen, das Steuer in die Hand nehmen, das leck gewordene Schiff durch Klippen und Strudel zum rettenden Strande leiten. Soll Neuschöpfer werden und Führer.

Handeln ist des Mannes Wesen und Art.

Keiner empfindet es wie Friedrich Vandekamp. Eine neuerwachende Freude ist in ihm, ein kaum noch zu zügelndes Verlangen, zu wirken, zu retten, zu bauen.

Die Heimat ruft. Und er wird folgen.

Mit einem Mal aber — was soll der Traum, den er töten wollte und der sich nicht töten läßt, der in diesem Augenblick aufleuchtet . . . heller, lockender als je?

Leben ist überwinden. Dazu ist es in seinem letzten Grunde vielleicht nur da. Ist er durch eine so harte Schule gegangen? Und hat es immer noch nicht gelernt?

Härter wird der Kampf, heißer das Ringen.

Pfarrer Wendland sieht es, und eine Ahnung, die immer mehr zur Gewißheit wird, geht ihm durch den Sinn: Daß Friedrich Vandekamp vor einer Hemmung steht, die ihm die Rückkehr, wenigstens die erwünschte, sofortige, abschneidet.

Da sagt er, was er eigentlich später erst, wenn alles fertig und geordnet und sie auf der Heimreise sind, sagen wollte:

„Ihre Frau, Herr Vandekamp, ist krank."

Wie vom Blitz getroffen steht Friedrich Vandekamp, sieht den anderen mit großen, leeren Augen an.

„Krank? Meine Frau? Von der der Professor erst vor einigen Monaten mich versichert, daß zu irgendwelchen Bedenken nicht der geringste Anlaß vorläge?"

Jetzt fällt ihm ein, was Söna Sentland damals schon ihm schrieb. —

„Professor Hermenau hat wohl das Richtige gesagt. Was jetzt geschehen, ist ganz plötzlich gekommen. Die Folgeerscheinung einer schweren Erkältung, die sich Ihre Frau auf einer Dampferfahrt zuzog und über die sich Ihr Hausarzt noch nicht im klaren ist."

„Wann gedenken Sie zurückzukehren?"

„Morgen früh mit dem ersten Schiff."

„Ich reise mit Ihnen. Drahten Sie es den Herren, und daß ich ihre Bedingungen annehme."

Draußen über den Gang gehen schnelle Schritte.

Dolly und Ferdinand Muskate sind von ihrer Wanderung heimgekehrt.

Zögernden Fußes tritt Dolly ein.

Aber etwas Gebundenes ist in ihr. Nicht das Freie, Frohe, das sonst in ihr ist und das er so gern hat.

„Sie waren beim Arzt?" fragt sie, sowie Pfarrer Wendland gegangen.

„Woher wissen Sie es?"

Sonniger Märzentag.

Sonniger Märzentag,
Gurren am Taubenschlag,
Hammer am Pflug!
Goldener Botschaft schwer
Rauschen von Süden her
Stare im Zug.

Laut aus dem Schulhaus klingt
Fröhlich und hellbeschwingt
Jungfrischer Chor,
Steigt auf der Lerche Spur
über Gehöft und Flur
Jubelnd empor.

Sonne auf Blut und Saat!
Wonne und Mut zur Tat
Allüberall!
Winde, sie blasen Tusch,
Knospen am Birkenbusch
Platzen schon prall . . .

Kurt Erich Meurer.

„Herr Muskate hat Sie morgens nach Gardone gehen sehen. Da war es mir klar, daß Sie nirgends anders gewesen sein konnten. Und was hat er Ihnen gesagt?"

„Daß ich leben werde. Und wieder arbeiten und schaffen kann."

Da weicht die Gebundenheit von ihr, die sie bis zu diesem Augenblick gehalten. Alles an ihr ist frei und gelöst, alles ein dankbares, glückbeschwingtes Sichaufwärtsheben.

Sie eilt auf ihn zu, küßt seine Hände, seine Stirn in kindlich überströmender Zärtlichkeit.

Ihre Freude greift in sein Herz. Er macht einen Ansatz zu sprechen. Aber die widerstrebenden Lippen weigern sich, zu sagen, was er sagen will . . . sagen muß.

„Wer war der Herr, der eben bei Ihnen war?"

„Pfarrer Wendland."

Sowie sie den Namen vernimmt, den er ihr gegenüber so oft ausgesprochen, weiß sie alles.

„Und nun gehen Sie von uns . . ."

„Mein Geschäft ist in Gefahr. Das Werk meines Lebens ist dem Untergang geweiht. Kann ich es vor mir verantworten, länger müßig und tatenlos am Wege zu stehen?"

„Nein . . . das können Sie nicht. Ich verstehe. Ich wußte es . . . habe es immer gewußt . . . Aber ich —?"

Eine leise, stammelnde Frage. Tränen überströmen sie.

Friedrich Vandekamp hebt ihren Kopf zu sich empor.

„Du gehörst der Jugend, kleine Dolly. Sie wartet draußen auf Dich."

Da entzieht sie ihm ihren Kopf mit einem heiß sich aufbäumenden Ruck.

„Das werden Sie wohl mir überlassen müssen", erwidert sie mit plötzlich hart gewordener Stimme.

Friedrich Vandekamp will etwas erwidern. Er kann es nicht. Eine starke Bewegung ist in ihm, schneidet ihm das Wort vom Munde.

„Denken Sie daran", hört er sie in leiser Versunkenheit weitersprechen, „als ich es Ihnen damals sagte, und Sie mich verlachten? Nun ist es gekommen . . . ganz genau, wie ich es Ihnen damals gesagt. Und alles ist zu Ende."

Friedrich Vandekamp fährt mit der Hand an die Stirn.

Ganz recht, kleine Dolly, der Traum ist zu Ende. Das Leben ruft. Der Jugend gehörst du. Und wirst mir einmal dankbar sein, daß ich sie dir wiedergegeben habe. Der Arbeit gehöre ich. Der neu ordnenden, neu schaffenden Tätigkeit. Hand anlegen an das Werk meines Lebens, damit es nicht zugrunde geht. Darin muß ich Trost und Kraft finden. Aber wenn der Traum auch zuende ist, viel, sehr viel, kleine Dolly nehme ich aus ihm mit. Und was ich auch tue und wirke, weiterleben wird er in mir als die glücklichste Zeit meines Lebens. Und dir danke ich sie."

Sie hebt das Auge, reicht ihm die Hand.

„Ich habe dich verstanden, Friedrich Vandekamp. Geh den Weg, den du gehen mußt! Komme jetzt, was kommen will oder kommen muß —!" Ich werde dich lieben und verehren, solange ich lebe.

— Ende. —

Jagd auf Gonzales.

Mexikanisches Strafgericht um eine Frau.

Von **Franz Schombach.**

Seit der Tat des jungen Ramon Urillos ist bereits einige Zeit verstrichen, ein Jahrzehnt beinahme. Doch konnte erst kürzlich in diese rätselhafte Angelegenheit Klarheit gebracht werden, die zwar nicht alle Einzelheiten entschleiert, aber immerhin den Lauf des Geschehnisses in großen Zügen erkennen läßt. Und damit ist genug gewonnen . . .

Der junge Ramon hatte das Unglück, eine ebenso schöne wie leichtgläubige Schwester zu besitzen, die einem dunklen Ehrenmann ins Garn ging. Als der ihr den Laufpaß gab, stürzte sie sich in den Tod. Der „ehrenwerte" Don Pedro Gonzales wollte sich ausschütten vor Lachen, als der sechzehnjährige Knabe das Leben der Schwester von ihm forderte. Dolores habe sich doch selbst getötet . . . Kein mexikanischer Richter könne ihn, Don Pedro Gonzales, dieserhalb zur Rechenschaft ziehen.

„Und doch bist du ihr Mörder, Pedro Gonzales. Leben gegen Leben! Und deines fordere ich von dir. Nicht heute, nicht morgen, aber vielleicht nach Jahren. Keine Ruhe werde ich dir lassen, bei Tag nicht und nicht bei Nacht."

Langsam begann dem Bedrohten das Lachen zu vergehen. Wenn er des Morgens einen kleinen Zettel neben seinem Lager fand: „Hüte dich, Pedro Gonzales, dein Leben ist in meiner Hand!" Oder: „Diesen Tag wirst du nicht überleben!" Oder: „Heute abend werde ich meine Schwester rächen!" Die Wochen, die Monate, die Jahre verstrichen. Die Drohungen prasselten unaufhörlich. In größeren und in kleineren Zwischenräumen. Eines Tages aber — ein Jahr lang war Gonzales unbehelligt geblieben — traf ihn ein Schreiben Urillos: „Ich bin nun kein armer Bursche mehr, Pedro Gonzales, und ich habe mein Gesicht durch einen Arzt so gründlich ändern lassen, daß du mich nicht erkennen wirst, wenn du dein Leben aushauchst . . ."

Da brach der robuste Gonzales zusammen. Er hatte sich bereits in Sicherheit gewiegt. Die Gewissensbisse, die Angstzustände waren seltener geworden. Jetzt lebten sie wieder auf, fürchterlicher als zuvor. Und nun begann die Flucht vor dem Unsichtbaren. Gonzales versilberte all sein Hab und Gut. Und ging auf die Wanderschaft. Am liebsten saß er in der Schenke und ertränkte die nagende Angst. Bis ihm eines Tages der letzte Heller aus den Händen rann. Da lag Gonzales, der einst so mächtige Mann, der für sein Geld den Teufel tanzen ließ", hilflos auf der Straße.

War es genug des grausamen Spiels? Noch einmal schien dem Verfolgten das Glück zu lächeln. Ein Freund verschaffte ihm eine Stellung, eine herrliche Stellung sogar. Gonzales durfte eine prächtige Uniform tragen. Er konnte den großen Herrn spielen wie in alter Zeit, als es noch keine Dolores gab. Leider war es nur eine Scheinwelt: der Film. Gonzales war Statist geworden. Der Spielleiter ließ den hochgewachsenen Mann mit den Feueraugen gern als Offizier auftreten. Und Gonzales war es zufrieden. Er wurde auskömmlich bezahlt. Vor allem: er fühlte sich in Sicherheit. In dieser Maskierung war er vor dem Feinde, war er vor dem unbarmherzigen Urillos geschützt.

Allerdings — so ganz ungefährlich war das Handwerk nicht. Bei den Proben wurde ausgiebig geschossen. Wenn auch nicht mit Blei, so doch mit Pulver. Immerhin hielt der Spielleiter es für angebracht, keine Vorsicht außer acht zu lassen. Und so prüfte er mit aller Sorgfalt vor und nach jeder „Schlacht" die Waffen, ob sie auch keine Kugel enthielten. Er kannte seine heißblütigen Landsleute.

Und diese Maßnahme wurde auch dann angewandt, als es sich darum handelte, die Erschießung regierungstreuer Offiziere durch mexikanische Rebellen auf der Flimmerwand darzustellen. Man setzte allen Ehrgeiz darein, den Auftritt recht naturgetreu wiederzugeben. Die Leute sind dort in dieser Hinsicht außerordentlich verwöhnt. Und so wollte man die Hinrichtung zu einem Schaustück ersten Ranges gestalten. Ein ganzes Heer wurde aufgeboten: Viertausend waschechte mexikanische Rebellen traten ins Gewehr. Auf einem Hügel standen die fünf Verurteilten, die fünf regierungstreuen Offiziere, unter ihnen — Gonzales!

Es war ihm wirklich etwas unbehaglich zumute, als sich nun die Gewehrläufe auf ihn und die vier Mitspieler richteten. Ach, Unsinn, man hatte schon so manche Probe überstanden! Ein wenig Feuer, ein wenig Rauch — das war alles gewesen. Man hatte nur rechtzeitig umzusinken, als sei man getroffen. Dann konnte man wieder in die Schenke gehen . . .

Und nun kam wieder einmal — zum wievielten Mal eigentlich? — das Kommando: „Achtung! Legt an! Feuer!" Wieder sanken die fünf in den Sand. Und wieder — aber was war mit Gonzales? Er bemühte sich vergeblich, in die Höhe zu kommen. Blut rann an ihm herab. Die flackernden Augen suchten in den Mienen der Männer, die rauchende Waffen in den Händen hielten. Aber die starrten unbeweglich.

„Fertig! Ausgezeichnet! Eine herrliche Aufnahme!" schrie der Spielleiter und ging auf Gonzales zu. „Das haben Sie fein gemacht, Als wenn Sie wirklich getroffen wären . . . Aber nun stehen Sie doch endlich auf!"

Aber Gonzales stand nicht wieder auf. Es war kein Spiel gewesen, was er da getrieben hatte. Gonzales war tot! Entsetzen sprang die Zuschauer an. Wie hatte das geschehen können? Die „Soldaten", die ihre Gewehre abgefeuert hatten, wurden streng verhört. Einer von ihnen mußte doch eine Kugel im Lauf gehabt haben. Aber wer von ihnen? Das konnte niemand mehr feststellen. Jeder der Angeklagten beteuerte seine Unschuld. Man mußte sie laufen lassen. Die Wahrheit kam nicht an den Tag.

Der wahre Sachverhalt ist auch heute noch nicht in allen Einzelheiten an den Tag gekommen. Feststehen dürfte jetzt nur, daß der Schütze mit der todbringenden Kugel niemand anders als Ramon Urillos war. Niemand hatte ihn erkannt. Er trat auch unter anderem Namen auf. Das Messer des Arztes hatte sein Gesicht so sehr verändert, daß nichts mehr an den Knaben erinnerte, der vor acht Jahren gelobt hatte, den Tod der Schwester zu rächen. Und nun war ihm das Werk endlich gelungen. Nach acht Jahren! Er hatte das Strafgericht vollzogen. Nicht aus dem heimlichen Hinterhalt heraus, sondern öffentlich vor aller Welt, vor Tausenden und Abertausenden, von denen keiner ihm in den Arm fallen und keiner ihn zur Rechenschaft ziehen konnte.

Heiteres aus der Neuen Welt.

Kleine Kurzgeschichten, die das Leben schrieb.

Gesammelt von **Ernst Hillebrand.**

Wer die Augen aufreißt, erlebt jenseits des „Großen Teiches", der zwei Welten voneinander trennt, manches Absonderliche. Der Yankee liebt erheiternde Vorfälle, die sich so im Alltag ereignen und einer gewissen Pointe nicht entbehren. Man kann sie getrost trocken und leidenschaftslos zum besten geben, denn sie wirken durch ihre Kürze und die Selbstverständlichkeit, mit der sie drüben als hundertprozentig und spezifisch amerikanisch verbürgt werden, obwohl manche von ihnen sich auch ebenso gut auf europäischem Boden zugetragen haben könnten.

Verstecken-Spiel in der Zeitung.

William H. Farley aus Columbia verlor eines Tages auf einem Geschäftsweg seine mit Dollarscheinen hübsch gefüllte Brieftasche. Um dem „ehrlichen Finder" nicht viel Zeit für Überlegungen zu lassen, veröffentlichte er noch am gleichen Tage in der Abendausgabe einer Zeitung diese Anzeige: „Diejenige Person, die meine Brieftasche vor dem Postamt vom Boden aufhob, ist erkannt und wird ersucht, sie zwecks Vermeidung von Ungelegenheiten abzugeben bei William H. Farley, wohnhaft . . ." Prompt erschien in der nächsten Morgenausgabe diese Antwort des „ehrlichen Finders": „Diejenige Person, die bemerkte, wie ich ihre Brieftasche vor dem Postamt vom Boden aufhob, kann sie zwecks Vermeidung von Ungelegenheiten in meiner Wohnung abholen." Kein Name, keine nähere Bezeichnung, nichts. Und so wartet Mister

Farley noch immer auf seine mit Dollarscheinen hübsch gefüllte Brieftasche. Nach der vermutlichen Ansicht des Finders kann Farley so lange warten, bis er schwarz wird wie ein — Stiefelputzer in der Negerstadt Harlem.

Linkerhand — rechterhand — alles vertauscht!

Die Staatsbürger Charles Wright und Herman Rong waren miteinander in grimmigen Streit geraten und hatten sich Beleidigungen an den Kopf geworfen, daß es nur so rauchte. Vor dem Schiedsmann sahen sie sich nach längerer Zeit zum ersten Male wieder. Der ließ sich die Beleidigungen schön der Reihe nach von beiden wiederholen, wies dann beide Kampfhähne auf die unbestreitbare Tatsache hin, daß sie doch jahrelang in bestem Einvernehmen als gute Nachbarn nebeneinander gehaust hätten. Dabei packte er beide gehörig beim Schopf, wirbelte ihre Köpfe durcheinander und meinte gelassen: „Wright is wrong and Rong is right." (Wright hat unrecht, Rong hat recht.) „Rong is wrong and Wright is right." (Rong hat unrecht, Wright hat recht.) Dies wiederholte er noch etliche Male, bis es den beiden Männern ganz dumm im Kopf wurde und sie sich vor lauter Verlegenheit wieder vertrugen. „Das hätten wir alle drei viel einfacher haben können", lachte der Schiedsmann, „wenn ihr früher zur Besinnung gekommen wäret."

Ein offenherziger Bewerber.

Ralph Burdick, seines Zeichens Kunstmaler und Chauffeur, wünschte sich wieder zu betätigen, nachdem er lange genug durch holdes Nichtstun seine Tage am Strande von Miami verdämmert hatte. Er gab diese Anzeige in einer Zeitung auf: „Ich bin etwas faul, aber unbedingt ehrlich. Wünsche mir kurze Arbeitszeit bei hohem Lohn." — In Miami scheint es seltsame Käuze zu geben. Burdick bekam auf dieses Gesuch nicht weniger als siebzehn Angebote. „Der Mann ist richtig", mögen wohl einige der Millionäre Miamis gedacht haben, „der streut uns keinen Seesand in die Augen" . . .

Lastkraftwagen auf Schienen.

An einem Bahnübergang etliche Kilometer vor Westport versuchte ein Kraftfahrer seinen Lastwagen über die Geleise zu bringen, als vor und hinter ihm die Schranken fielen und von beiden Seiten je ein Zug heranbrauste. Die Bremsen versagten. Geistesgegenwärtig riß der Fahrer seinen Wagen zur Seite auf den Schienenstrang und fuhr mit größter Geschwindigkeit dem hinter ihm einherdonnernden Zuge — glücklicherweise war's ein Güterzug — in Richtung Westport davon. Auf gleichem Geleise! Er landete schließlich vor dem Güterbahnhof von Westport und erregte mit seinem unfreiwilligen „Schienenzepp" allgemeine Aufmerksamkeit. Außer einem mäßigen Strafmandat und einem gehörigen Anschnauzer, den ihm der Bahnhofsvorsteher erteilte, geschah ihm nichts. Im übrigen lachte das ganze Bahnpersonal von Westport über diesen Teufelsbraten von Kraftfahrer!

Kanonen nichts für Lumpensammler.

Der Lumpensammler Felix de Luca „fand" eines Tages eine verrostete Kanone, lud sie mit Hilfe einiger Straßenjungen auf seinen Karren und fuhr in seinem üblichen Zockeltrab davon. Man zeigte ihn an. Im Gerichtssaal weigerte er sich, den Fundort der rostigen Kanone anzugeben. Schließlich stellte es sich heraus, daß de Luca mit einigen Helfershelfern der Museumsverwaltung einen Besuch abgestattet und später das „alte, rostige Ding" hatte mitgehen heißen. Er wollte nichts davon gewußt haben, daß es sich hier um den Diebstahl einer wertvollen Kanone aus dem amerikanischen Bürgerkrieg handelte und nicht, wie er aussagte, um die versehentliche Mitnahme von Lumpen und Alteisen. Ob denn das Ding noch schösse, begehrte er zu wissen. Aber gewiß, erklärte der Vorsitzende des Gerichtshofes. Ob es den Herren wohl auch bekannt sei, daß man mit Kanonen nicht auf Spatzen schießen solle, fragte der Lumpensammler weiter. Einigermaßen verwundert bejahte der Richter auch diese Frage. „Nun gut", meinte der Angeklagte und nahm eine demütige Haltung ein. „Ich bin ein armer kleiner Spatz, auf den sie mit der berühmten alten Kanone nicht schießen sollten." Ob dieser Rede schmunzelten Richter und Schöffen und ließen den Kanonensammler noch einmal laufen.



Bunte Chronik



Wenn man mit einer Diva singt . . .

Adelina Patti, der größte Gesangsstar der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, gastierte wieder einmal in London als „Traviata". Ihr Partner war ein junger Tenor, der dreimal vergeblich versucht hatte, die Diva, die keine Probe halten wollte, in ihrem Hotel zu erreichen, um sich mit ihr über bestimmte Einzelheiten ihres gesamten Auftretens zu verabreden. Der Tenor bekam seine Partnerin erst zehn Minuten vor Beginn der Vorstellung hinter den Kulissen zu sehen. Sie war in kostbare Pelze eingehüllt und sprach im Flüsterton. Der Tenor verbeugt sich ehrerbietig vor der Primadonna und fragt sie, wohin er sich beim Duett im 1. Akt zu stellen habe. „Das ist sehr einfach", erwiderte die Diva, „Sie stellen sich dorthin, wo es zieht und schützen mich vor dem Zugwind!"

Galant.

Eine junge, schöne Dame kam in die Apotheke. Der Provisor, der damit beschäftigt war, Magenpillen zu drehen, sah auf, lächelte freundlich, als er die Schöne sah, und ging mit eleganten Bewegungen zum Ladentisch. Mit verlegener Mine fragte die junge Dame, ob es nicht ein Mittel gäbe, Rizinusöl einzunehmen, ohne den Ölgeschmack zu spüren. Das Gesicht des Provisors leuchtete auf. „Wollen Sie nicht einen Augenblick Platz nehmen, während ich mit dem Apotheker selbst spreche?" fragte er. Die Dame setzte sich. „Vielleicht darf ich Ihnen inzwischen ein Glas Limonade anbieten?" — „Danke sehr." Der Apotheker ging hinaus und kam mit einem Glas Limonade zurück, das sich die junge Dame gut schmecken ließ. Als sie die Limonade ausgetrunken hatte, fragte sie: „Kommt der Apotheker nicht bald?" Der Provisor lachte zufrieden: „Das war nur ein Vorwand von mir. Das Rizinusöl, vor dem Sie solche Angst hatten, ist in der Limonade gewesen." Die junge Dame wurde bleich und raste zur Tür. „Das ist doch verrückt!" schrie sie, schon in der Tür. „Ich habe doch wegen meines kleinen Bruders gefragt."



Lustige Ecke





„Nun werde ich Ihnen ein wenig helfen, Anna!"
„Danke, gnädige Frau, aber bitte nicht heute, ich habe so entsetzlich viel zu tun!"

*

Das Mittagessen.

Man ist erst kurze Zeit verheiratet. Eines Tages sagt die junge Frau: „Schatzi, was möchtest du denn morgen mittag essen?" Darauf antwortet der Mann: „Alles, was du willst, mein lieber kleiner Fratz — nur nichts Gekochtes!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.